



**S. Brohl u. Co.**

Roman von V. Cherbulez.

(7. Fortsetzung.)

(Nachdruck verboten.)

„Sie vernahm sie Schritte auf dem Kies. Samuel Brohl hatte sich verabschiedet und wollte den Heimweg antreten. Er erkannte Antoinette, trat auf sie zu, ergriff ihre Hand, legte ein Armband, das er bei sich getragen, um ihr Handgelenk und sagte: „Was könnte ich Ihnen wohl geben, das an Wert dem Medaillon gleich käme, das Sie mir heute geschenkt, und das mich nie wieder verlassen wird? Doch auch dies kleine Schmuckstück hat seine Bedeutung. Meine Mutter liebte es, und hat sich auch in den Zeiten der größten Not nicht von ihm getrennt.“

Antoinette stand unbeweglich da, ihre Kapuze war ihr auf die Schulter gesunken, und der weiße Mondschein lag auf ihren schönen reinen Zügen. Samuel Brohl bläute sie an, und sie erschien ihm so zauberhaft und lieblich wie eine himmlische Erscheinung. Während zweier Minuten vergaß er die Rente von hunderttausend Franken und wußte nur noch, daß ihn dies Wesen liebte und bald sein eigen sein würde. Ja, zwei Minuten lang liebte Samuel Brohl Antoinette Moriaz so leidenschaftlich und uneigennützig, wie es der Graf Larinski getan haben würde.

Er konnte dem starken Gefühl, das ihn beherrschte, nicht widerstehen, legte seinen Arm um Antoinettes schlanke Taille und drückte einen heißen, aufrichtigen, flammenden Kuß auf ihr Stirnhaar. Sie wies ihn nicht zurück, doch gerade in diesem Augenblick kam die Fledermaus gegen sie angefliegen, stieß mit ihren häßlichen Gliedmaßen an ihr Gesicht und nestelte sich in ihrer Kapuze fest. Antoinette fühlte deutlich die Kälte und die Krallen des widerwärtigen Tieres, riß die Kapuze schnell ab und warf sie weit von sich weg. Samuel Brohl eilte hin, nahm sie vom Boden auf, drückte sie an seine Lippen und entfloß mit ihr wie ein Dieb mit seiner Beute.

Antoinette trat ins Haus, entledigte sich schnell des Fräulein Moitiens, die vor Glückwünschen überschwoll und zog sich auf ihr Zimmer zurück, wo sie lange, lange im Gespräch mit sich selbst sich ihr Glück und die Zukunft an der Seite des Geliebten ausmalte, bis ihre Träume ihre Gedanken und schönen reinen Gefühle weiterspannen.

Samuel Brohl rollte mittlerweile in seinem Wagen die Straße von Cormeilles nach Argenteuil entlang. Er trug den Kopf hoch, sein Blick

strahlte, er hatte die Miene eines Menschen, der glaubt, die Welt erobert zu haben. Als er in Argenteuil anlangte, bemerkte er, daß es trotz aller Eile, die er dem Kutscher anbefohlen, zu spät geworden sei, um noch heute mit der Eisenbahn nach Paris zurückzukehren zu können. Er beschloß also, in Argenteuil zu übernachten, begab sich in das Hotel zum „Fliegenden Herzen“ und ließ sich einen prächtigen Kunsch, sein Lieblingsgeräth, bereiten. Mit der Hoffnung auf schmeichelnde Träume begab er sich zu Bett, doch wurde kein Schlummer in unangenehmster Weise gestört. Bald sah er den Grafen Abel Larinski, den wirklichen Grafen, bei sich eintreten, ihn sonderbar anblicken und seltsame

Vater im Zimmer; er sah deutlich seine schmutzige, fette Kappe, den abgetragenen Rock und hörte sein scharfes Keifen: Schandbube! Vermaledeter Schlingel! Müßiggänger! Und nun hob er wie in früheren Tagen so oft seine knochige Hand gegen ihn, um zuzuschlagen. Samuel duckte sich schnell, stieß mit dem Kopf an die Bettkante und erwachte.

Die Morgenjonne übergoß das Zimmer mit freundlichem Noja, und doch amete Samuel Brohl noch eine ganze Weile schwer, als läge der Nachtalp noch auf seiner Brust. Dann aber lachte er plötzlich brutal auf und sagte vor sich hin: Du mußt dich schon damit abfinden, lieber Abel, daß ich die Braut heimführe, habe ich nicht selbst drei Schaufeln Erde auf dich hinabgeworfen?



Das neue Oberlandesgerichtsgebäude in Hamburg.

Der Prachtbau des neuen Oberlandesgerichtsgebäudes in Hamburg ist nunmehr fertiggestellt und wird binnen Kurzem seiner Bestimmung übergeben werden. Das schöne Gebäude ist eine Zierde der Stadt.

Worte in seiner leisen ruhigen Art sagen, deren Sinn er nicht verstand, die aber seltsam unheimlich klangen und kommendes Unheil zu verkünden schienen. Auch Antoinette erschien, weiß gekleidet wie eine Braut, einen großen Strauß gefüllter Kamelien in den Händen, und der Graf sagte lächelnd zu ihr: „Nicht diesen da liebst du, sondern mich, meine traurige, heldenhafte Geschichte. Ich will dir sagen, wer er ist, wer sein Vater war.“

Samuel streckte flehend die Hände aus und rief: „Um der Liebe Gottes willen, schweige!“ — Aber der Graf fuhr immer seltsam ruhig lächelnd fort: „Oh, Samuel Brohl ist auch ein Held, er ist fünf Jahre lang das bezahlte Werkzeug einer alten Frau gewesen, die seine Kenntnisse und Wissenschaft zu Intrigen und schmählichen Ränken gebraucht hat. Er hat viel von ihr gelernt, und sein Honorar nicht umsonst genommen!“ Plötzlich war nur noch kein

in den äußeren Verhältnissen nicht allzuviel Macht einräumen und Antoinetten soviel wie möglich ihre Freiheit wahren. Wollen Sie mir helfen, mit unserem gemeinschaftlichen Notar den Kontrakt aufzulösen? Ich hoffe, daß Antoinette sich in diesen Dingen meinem Rat ganz unterwirft. Wir ist nicht heiter zu Mut, meine liebe Freundin, aber ich zwingen mich, den Philosophen zu spielen und die Dinge dieser Welt immer wenigstens erräthlich zu finden.“

Herr Moriaz erhielt noch am selben Abend folgende Antwort: „Ich werde Ihnen nie verzeihen! Sie sind ein großer Chemiker, aber, gestatten Sie es unserer Freundschaft, ein miserabler Vater. Ihre Schwäche, ein anderes Wort wäre am Platz, ist ganz unentschuldig. Sie hätten widerstehen müssen. Antoinette hätte gemeint, Ihnen Szenen gemacht, aber was weiter? Vielleicht sogar

eine Zeitlang schwarz getragen, aber es keidete sie und ist modern. Sie reden von einem Kontrakt? Sie scherzen wohl nur! Vorsichtsmaßregeln gegen eine antike Selbstele ergriffen? Wenn der Graf Larinski etwas davon erfähre, er würde wieder ohnmächtig wie in meinem Salon. Das ist nun einmal seine Methode und wie gut sie ist, hat der Erfolg bewiesen. Um Gotteswillen keinen Kontrakt, sage ich, Vorheiten sind nur schön und verdienstvoll, wenn sie komplett sind. Ich bin Ihre ergebene Freundin."

Dieser Brief bestimmte Herrn Moriaz, entmutigte ihn aber nicht. Ich will die Dinge in die Länge ziehen und mit ruhigem Kopf mit meinem Notar überlegen, das ist gewiß die beste Vorsichtsmaßregel gegen eine gefährliche Heirat, die nun einmal nicht zu vermeiden ist. Herr Noiroi, seit langem sein Rechtsberater und Notar, dem er volles Vertrauen schenkte, war abwesend. Eine wichtige Angelegenheit hatte ihn nach Italien gerufen. Er mußte auf seine Rückkehr warten und so machte es sich ganz von selbst, daß die Dinge einstweilen in der Schwebe blieben. Antoinette kam ihrem Vater, als er diese Dinge zum erstenmal zur Sprache brachte, sehr gerne entgegen und zeigte sich all seinen Ansichten und Wünschen geneigt. Sie war ihm zu dankbar für seine Einwilligung, um ihm nicht jetzt durch die größte Ergebung in seinen Willen Freude machen zu wollen. Auch war sie zu glücklich, um ungeduldig zu sein.

Man kam überein, daß die Hochzeit im Laufe des kommenden Winters gefeiert werden und noch zwei Monate erwartet werden solle, bis man zu den ersten vorbereitenden Formalitäten schritt. Der Professor teilte dies seinem künftigen Schwiegerohne selbst mit, und so wenig Samuel Brohl mit diesem Arrangement einverstanden war, hütete er sich doch, dies im geringsten zutage treten zu lassen. Er antwortete im Gegenteil, er sei noch so erlautet über sein Glück, daß er ein wenig Zeit, um sich von seiner Verwunderung zu erholen, geradezu nötig habe. Im geheimen aber versprach er sich, schon eine Woche zu finden, um diese Wartezeit abzukürzen. Er fürchtete irgendeinen Zufall, irgendein Ungewitter, das ihm seine Ernte vor dem Einheimen verderben könne. Mittlerweile schrieb er an seinen alten Freund, Herrn Guldenhal, einen majestätischen und doch ein wenig vertraulichen Brief, aus dem dieser schließen mußte, daß eine gute Heirat eine schönere Erfindung sei, als die weittragendste Platte. Mit Ueberraschung hatte er aus der Schweiz sein Kapital samt Zinsen in Empfang genommen, trat unter den neuen Umständen doppelt gern mit seinem alten Schuldner in Geschäftsverbindung und beeilte sich, ihm alle Vorhänge zu senden, um die er ihn nur ersuchte.

So verging friedlich ein Monat, während dessen sich Samuel Brohl zwei- oder dreimal wöchentlich nach Cormeilles begab. Er erwartete sich dort in kürzester Zeit die Gunst aller Menschen, mit denen er in Berührung kam, selbst der Kutcher, der Portier, der Gärtner und die Angorasake waren ihm mit Leib und Seele ergeben. Von Fräulein Moiseney wurde er jedoch geradezu fanatisch verehrt, und seit er sich ein paarmal mit ihr unterhalten und ihr zu ihrer Menschenkenntnis gratuliert hatte, fühlte sie sich zum erstenmal verstanden; zu Tränen aber hatte es sie geführt, als er sie gebeten, ihre Herrin nie zu verlassen und das Haus, in dem auch er eines Tages wohnen werde, als das ihrige zu betrachten.

Das Hauptstreben Samuel Brohls ging nun dahin, sich auch der Gunst des Professors zu versichern, dessen Stintergebanten er fürchtete. Er ahnte wohl instinktiv, daß Herr Moriaz sehr viel an der öffentlichen Meinung gelegen war und in diesem Falle mehr als je, da diese öffentliche Meinung ein Gesicht für ihn angenommen hatte: die Tüge seiner Freundin Frau de Lorch mit ihren dunklen Brauen, die sich so schnell zusammenziehen

konnten. Seit Jahren war er gewohnt, sich vor jedem Entschluß zu fragen: Was wird sie dazu sagen? Ja, er hatte fast nie etwas gegen ihren Rat getan. Er wußte, daß sie nicht ohne Vorurteile war, doch achtete er ihre Ansichten und fürchtete ihren Tadel. Aber die geistigen Arbeiter leben gern in Frieden, und wenn sie sich einen Dorn in den Fuß getreten haben, so ziehen sie ihn möglichst schnell heraus, oder wenn dies nicht angeht, versuchen sie, nicht mehr daran zu denken. So suchte sich auch der Professor nach Kräften zu überzeugen, daß Graf Abel zum Schluß ein ganz konvenabler Schwiegerohn sei, daß er über die Zukunft seiner Tochter beruhigt sein könne und er bald noch mehr Zeit als bisher in seinem Laboratorium zubringen dürfe. Doch solange Frau de Lorch noch grollte, konnte er sich nicht gänzlich beruhigen. Er hatte ihr noch einmal geschrieben und sie sogar zweimal besucht, ohne sie anzutreffen. Sie hatte ihm nicht geantwortet und auch seine Besuche nicht erwidert. Sie war zu sehr erzürnt, daß Graf Larinski nun doch zu seinem Ziele gelangt war; der erste ungünstige Eindruck, den ihr Samuel Brohl gemacht, trat wieder frisch vor ihre Seele, sie fühlte sich mit zornigen Unwillen von seinen gesellschaftlichen Talenten irreführt, und überdies behauptete Camille, so oft sie es nur hören wollte, geradezu, der Graf Larinski sei ein ganz ungewöhnlich begabter Komödiant, deswegen aber könne er doch ein wirklicher Graf sein. Aber radikal, wie die Frauen nun einmal sind, wollte sie sonst so besonnene Frau de Lorch dies nicht mehr zugeben, wenn sie auch nicht gerade ausgesprochene Zweifel zu äußern wagte. Immerhin hoffte sie bestimmt, irgendwas in Erfahrung zu bringen, was von entscheidendem Einflusse auf den Lauf der Dinge in Cormeilles sein werde, und mittlerweile Herr Moriaz durch Schweigen zu beunruhigen. Das gelang ihr so gut, daß Herr Moriaz eines Tages zu seiner Tochter sagte: „Frau de Lorch ist leider sehr böse auf uns. Ich fürchte, Du hast einmal ein Wort fallen lassen, das sie verletzt hat. Ich wäre Dir sehr verbunden, wenn Du sie einmal auffuchen würdest und zu befähigen versuchtest.“

„Du gibst mir da einen sehr wenig angenehmen Auftrag“, entgegnete Antoinette, „aber ich habe mir vorgenommen, Dir nie mehr etwas zu verweigern, ich werde mich morgen nach Maisons begeben.“ Frau de Lorch war an dem Tage, da Antoinette sich vornahm, sie zu besuchen, nach Paris gefahren und besuchte dort unter anderem die Ecole des Beaux Arts. Die Gesamtausstellung der Werke eines berühmten, vor kurzem verstorbenen Künstlers hatte sehr viel Publikum herbeigezogen. Frau de Lorch wandelte, die Kunstwerke aufmerksam betrachtend, durch die Säle, als sie in der Menge eine kleine Frau von fünfundsiebzig Jahren bemerkte, deren Stumpfnahe und kleine graue Augen Bosheit und Anmaßung ausdrückten. Ihre Haltung war stolz und mit dem Lognon in der Hand müdete sie die ausgestellten Bilder mit hochmütigen Blicken. „Wahrhaftig! Es ist die Gräfin Gulof“, sagte sich Frau de Lorch und wandte sich ab, um nicht von der Dame bemerkt zu werden. Vor drei Jahren hatte sie in Ostende die Bekanntschaft der Gräfin gemacht, und es lag ihr wenig daran, dieselbe zu erneuern. Die hochmütige, koprizöse Russin nahm nicht gerade einen guten Platz unter ihren Erinnerungen ein.

Die Gräfin Gulof war die Gattin eines Generalgouverneurs, den sie als Witwe geheiratet hatte. Die beiden Gatten sahen sich selten, höchstens ein- oder zweimal im Jahre. Dafür unterhielten sie aber von einem Ende Europas zum anderen einen lebhaften Briefwechsel und lebten auf diese Weise im besten Einvernehmen miteinander. Der Gouverneur tat nichts, ohne den Rat seiner Gattin einzuholen, die eine ungewöhnliche Begabung für die Diplomatie besaß. Sie reiste fast fortwährend umher, las, studierte Menschen und Bücher und fühlte sich nur dann wohl, wenn sie im Bewußtsein ihrer Freiheit schwelgen und

allen anderen Menschen ihre Verachtung zeigen konnte. Sie hatte eifrig die Naturwissenschaften und die materialistischen Philosophen studiert, lachte fast über alles Ueberflüssige und sah alle Dinge und alles Geschehene nur auf ihre greifbare physiologische Seite hin an. Stimmungen waren ihr unbekannt, so sehr beherrschte sie die eine, sich selbst als das Zentrum der Welt zu empfinden und alles Lebendige und Sachliche als Mittel zu ihren Zwecken anzusehen.

Während ihres Aufenthalts in Ostende hatte sich Frau de Lorch die Gunst der Gräfin erworben, weil sie einmal mit großer Geschicklichkeit Moufflard, ihr Seidenhändler, dem ein Ungeschickter das Pfädchen beschädigt, verbunden hatte. Die Gräfin liebte Moufflard, obwohl sie hundertmal in Verdringung war, ihn zu öffnen, um zu sehen, was eigentlich in ihm sei. Sie war der Frau de Lorch sehr dankbar für diesen Liebesdienst und überschüttete sie mit Aufmerksamkeit, die von dieser erwidert wurden, obwohl ihr die boshafte Aristokratin, die ihr die geheime chronique scandaleuse fast aller Großstädte Europas erzählt hatte, recht unympathisch war. Auch war ihr die Moral der Gräfin recht anscheinbar vorgekommen und ihr idealistischer Unisimus war selbst ihrer eigenen Nüchternheit gewiel gewesen. Als sie jetzt die sonderbare Frau in der Ecole des Beaux-Arts wieder sah, war ihre erste Empfindung, ihr um jeden Preis auszuweichen; dann begann sie sich jedoch eines anderen. Die fixe Idee, die sie seit Wochen mit sich herumtrug, meldete sich wieder, und sie faßte einen Gedanken, der ihr geradewegs vom Himmel gefallen zu sein schien. „Die Gräfin“, sagte sie sich, „hat ihr ganzes Leben damit zugebracht, die Welt zu durchreisen, ihre Heimat ist eigentlich der Eisenbahnwagen und es gibt kaum eine größere Stadt, in der sie nicht gewohnt hat, auch wohl kaum einen bedeutenden Klatsch, der ihr nicht zu Ohren gekommen ist. Vielleicht kann sie mir etwas über den Grafen Larinski sagen.“

Entschlossen durchschritt sie die Menge, gelangte in die Nähe der Gräfin, sagte sie am Arm und jagte: „Da sind Sie wieder, Frau Gräfin! Wie geht es Moufflard?“ — Die Gräfin blickte sie von der Seite an, drückte dann ihre Hand zwischen ihrem Daumen und Zeigefinger mit nicht mehr Zeremonie, als habe sie sie gestern zum letztenmal gesehen, und antwortete: „Moufflard geht es außerordentlich übel, er ist vor drei Wochen an einer Indigestion gestorben.“

„Haben Sie ihn viel beweint?“ — „Ich bin noch ganz untröstlich.“ — „Der Trost ist nicht weit, Frau Gräfin. Ich habe ein kleines Seidenhändchen von sechs Monaten mit dem kürzesten Näschen und dem schönsten Fell, das Sie sich nur denken können. Ich bin leider eine ziemlich Utilitarierin, wie Sie wohl wissen, ich habe nur die großen Hunde gern, die zu irgendwas dienen. Wollen Sie Moufflard II. von mir entgegennehmen? Ich bitte Sie, holen Sie ihn morgen bei mir in Maisons ab.“

Die Gräfin Gulof erwiderte, daß sie auf der Durchreise nach England sei und ihre Stunden gezählt seien. Zwei Minuten später kündigte sie sich bei Frau de Lorch für den folgenden Nachmittag an. Sie erwiderte mit internationaler Pünktlichkeit, bewunderte den Seidenstift, der würdiger befunden wurde, Moufflard I. zu folgen, plauderte mit Frau de Lorch, bis diese plötzlich, als komme ihr ganz unermittelt eine Idee, ausrief: „A propos, Frau Gräfin, Sie wissen ja alles, was in der Welt vor sich geht, haben Sie niemals von einer mysteriösen Persönlichkeit reden gehört, die sich Graf Larinski nennt?“

„Nicht daß ich wüßte, meine Beste, obwohl mir der Name nicht ganz unbekannt ist.“ — „Suchen Sie doch einmal in Ihren Erinnerungen, Sie haben ihn gewiß irgendwo in der Welt einmal getroffen. Sie haben ja die ganze Erde bereist.“

— „Die bewohnbare, und dazu gehört meines Erachtens Sibirien nicht, wo sich Ihr Graf ja ganz wohl aufhalten könnte.“

„Leider Gottes ist er aber nicht dahin, sondern nach Amerika ausgewandert, von wo man so leicht wiederkommen kann, was er zu meinem großen Mißvergnügen denn auch getan hat.“ — „Zwischen kann Sie das denn kränken?“ — fragte die Gräfin, und zupfte an den langen Ohren Moufflards.

„Ich habe Ihnen, glaube ich, schon damals in Ostende von meinem Patentkind, Fräulein Moriaz, erzählt. Sie ist ein reizendes Wesen, das ich seit langem meinem Reiffen, Herrn Langis, einem sehr tüchtigen jungen Mann, zugebacht hatte. Leider kam dieser Larinski dazwischen, hat sie beherrzt und will sie nun durchaus heiraten.“ — „Wie fürchterlich! Ist er schön?“ — „Das ist sein einziges Verdienst.“

„Ein ausreichendes“, erwiderte die Gräfin. „Wenn ein Mann schön ist, ist alles übrige gleichgültig.“ — „Gestatten Sie mir, Frau Gräfin, die Dinge einem Augenblick von einem bürgerlichen Standpunkt anzusehen?“ antwortete ihr Frau de Lorch. „Und wenn ich ganz offen sein soll, ich argwöhne, daß dieser Graf Larinski weder ein wirklicher Larinski, noch ein wirklicher Graf ist. Ich möchte fast meine Hand dafür ins Feuer legen, daß die Larinskis tot sind und dieser ein Industriemittel ist.“

„Der Fall fängt an, mich zu interessieren“, erwiderte die Gräfin. — „Erlauben Sie, daß ich Ihnen den Mann einmal vorstelle?“ fragte eifrig Frau de Lorch. „Ich bitte Sie, Frau Gräfin, seien Sie einmal gut in Ihrem Leben. Stehen Sie mir mit Ihrer Menschenkenntnis und Ihrem geübten Blick bei und helfen Sie mir, diesem Manne auf den Grund zu kommen.“

„Ich laute Ihnen schon, meine Beste, daß ich diesmal Paris nur im Laufen durchziele und daß man mich in England erwartet. Auch überschätzen Sie meine Menschenkenntnis. Ich habe mich absichtlich in derselben nie geübt, ich richte mich nach der Grifette, die sich ein Mensch umgeklebt hat und verlangt von niemandem, er solle mir sein Inneres zeigen.“

Während die Gräfin noch redete, hatte sich die Thür geöffnet und Fräulein Moriaz war erschienen. Wie schwer es ihr auch wurde, die künftige Gräfin Larinski hielt das Versprechen, das sie ihrem Vater gegeben, und Frau de Lorch hatte ihren besonderen Grund, gerade heute liebenswürdig zu ihrem Patentkinde zu sein. Sie küßte sie auf beide Wangen und stellte sie dann der Gräfin vor, die ihr ungeniert zurief: „Kommen Sie etwas näher, daß ich Sie ansehen kann, man sagt mir eben, Sie seien so schön.“ Und damit betrachtete sie Antoinette von Kopf bis zu den Füßen, wie ein normannischer Bauer auf dem Markt wohl ein Hausstier betrachtet, das er einkaufen will. Gleich darauf erzählte sie eine Geschichte von einer Dame, die eine auffallende Ähnlichkeit mit Fräulein Moriaz gehabt habe. Die Gräfin nahm sich in ihren Ausdrücken durchaus nicht zusammen, und Frau de Lorch hustete mehrmals verlegen, während Antoinette sich von tiefstem Unbehagen ergriffen fühlte und, als die Russin sich zum Schluß gar auf die Physiologie, ihr Lieblingssthema, warf, aufstand und sich schnell verabschiedete.

Als sie in Corneilles ankam, kreuzte sich ihr Wagen mit einem jungen Reiter, der mit gemäßigtem Kopf sein Pferd traben ließ, wohin es wollte. Er fuhr zusammen, als ihn eine helle Stimme, die er seit langem der schönsten Musik der Welt vorzog, fragte: „Wohin wollen Sie, Camille?“ — Er zog tief den Hut und erwiderte: „Nach Maisons.“

„Um Sie es nicht, man erzählt sich da üble Sachen“, warnte ihn Antoinette und fügte stolz wie eine Königin hinzu: „Siergeblieben! Sie sind mein Gefangener!“ Zehn Minuten später saßen sie beide allein in Antoinettes Garten auf einer Bank.

Herr Langis hatte vor wenig Tagen zufällig Herrn Moriaz getroffen, der sich bitter beklagte, daß auch er ihn nun vernachlässigt, und hatte ihm das Versprechen abgenommen, ihn in den nächsten Tagen zu besuchen. Dies hatte er heute getan und war zugleich erleichtert und tief betrübt gewesen, als er hörte, Antoinette sei nicht zu Hause. Als er sie nun doch so unvermutet getroffen, hatte er im ersten Augenblick die Fassung ein wenig verloren, dann jedoch den mutigen Entschluß gefaßt, weiter den harmlosen Freund zu spielen. In Sankt Moritz war es ihm so gut gelungen, daß Antoinette überzeugt worden war, er sei von seiner Leidenschaft für sie, die sie nie für sehr ernst gehalten hatte, gänzlich geheilt.

„Als wir uns das letztemal sahen“, sagte sie, „ist Ihnen ein Wort einschüßlig, das mir sehr wehe getan hat. Aber ich nehme sehr gern an, daß Sie mich mit demselben nicht haben kränken wollen. Ich habe auch dem Grafen Larinski gesagt, er möge Ihnen verzeihen. Sie wissen ja nicht immer, was Sie sagen, lieber Camille.“ — „Ich weiß es vielleicht sogar selbst, aber eins habe ich von jeher gemerkt, daß ein Mann, der in Ohnmacht fallen kann, auf mich bizarr wirkt. Immerhin, ich kenne den Grafen wenig.“

„Ich möchte gerne, daß Sie ihn heute besser kennen lernten. Bleiben Sie mit ihm zum Essen bei uns. Sie wissen, die erste Pflicht, die ich den Leuten, die ich gerne habe, auferlege, ist, sich untereinander zu verstehen.“ Herr Langis wehrte sich anfangs energisch, diese Einladung anzunehmen. Antoinette bestand darauf, und so verneigte er sich tief, zum Zeichen, daß er kommen werde. Die Jugend leidet eben gern.

Den Hut auf einem Ohr, zog er mit einer Gerte Figuren in den Sand: „Ich habe gar nichts gegen den Grafen Larinski“, sagte er mit leiser Stimme, „wiewohl ich Grund hätte, ihm recht-schaffen böse zu sein, denn schließlich, ich glaube, gerade vor zwei Jahren war es, wenn ich mich nicht irre, daß ich um Ihre Hand bat. Erinnern Sie sich?“ — „Oh ja“, erwiderte sie, indem sie ihre hellen Augen auf ihn richtete, „aber diese Phantasie hat mir nie sehr vernünftig oder sehr ernst erschienen.“

„Sie haben unrecht. Ich kann Sie versichern, daß Ihre Weigerung mich für achtundvierzig Stunden in die hellste Verzweiflung stürzte, daß ich weder essen, noch trinken, noch schlafen mochte und immer davon sprach, mich zu töten.“ — „Und nach diesen achtundvierzig Stunden haben Sie sich getröstet.“

„Lieber Gott, was wollen Sie, einmal muß man aufhören und mit der Weisheit beginnen. Ich habe lange gezögert, ehe ich Sie um Ihre Hand anging, da ich mir sagte: wenn sie mich ausschlägt, werde ich sie nie wiedersehen können. Ich sehe Sie wieder, und alles ist wieder gut.“ — „Und wann werden Sie heiraten?“ — „Ich? Niemals! Ich werde als Junggeselle sterben. Wenn man Fräulein Moriaz nicht hat heiraten können, so heiratet man niemanden. Man spielt den Untröstlichen.“

„Aber von dem Augenblick an, da einen dies nicht mehr hindert, zu trinken, zu essen, zu“ — „Ist man doch immer noch interessant, ohne diese schlimmen Konsequenzen ziehen zu müssen“, erwiderte er fröhlich lachend. „Dann sagte er, indem er umherjochte: „Mir scheint, Sie haben diese Terrasse sehr verändert und alles umgestülpt. Auch die Bäume sind geschnitten. Ich finde mich kaum mehr zurecht.“

„Sie täuschen sich, nichts hat sich verändert und nur Sie sind vergrößert. Wie! Kennen Sie wirklich diese Terrasse nicht mehr, den Schauplatz so vieler Selbentaten. Ich war ein wirklicher Tyrann, ich machte alles aus Ihnen, was ich wollte. Sie lehnten sich bisweilen auf, aber im Grund liebten Sie doch Ihre Kette. Machen Sie doch die Augen auf! Da steht noch der Feigenbaum, auf den Sie eines Tages hinaufklettern, um mir zu ent-

wischen, als ich Sie als Mädchen verkleiden wollte, und Sie sagten, daß sei Ihnen ein zu dummes Spiel. Dort ist noch die Allee, in der wir Ball, und das Büchli, in dem wir Werstek spielten.“

„Der Blindkuß, ja, ich entsinne mich. Drunter in Ungarn hab ich ein Liedchen draus gemacht und es sogar in Musik gesetzt.“ — „Singen Sie es mir bitte einmal.“ — „Denn! Sie würden über mich lachen. Ich habe keine schöne Stimme. Aber ich will es Ihnen vorklamieren. Die Reime sind nicht rein, ich bin kein Dichter. Aber, da fällt mir ein, ich duze Sie in diesem Gedicht, Sie werden mir doch darum nicht böse sein?“

„Nein, ich bin fest entschlossen, mich über nichts zu ärgern.“ — „So hören Sie denn mein kleines Gedicht“, entgegnete er, und sagte Sie mir dann, ob nicht Gefühl in ihm liegt.“ — Bei diesen Worten senkte er seine Stimme und sprach, ohne sie anzusehen, folgende Verse:

„Einst in dem Garten, den Feldern,  
Sel'ge vergangene Zeit!  
Spielten wir hier in den Wäldern  
Blindkuß fröhlich zu zweit;  
Einst in dem Garten, den Feldern,  
Ach! Wie liegt das nun weit!  
Sel'ge vergangene Zeit.  
Denkst du wohl noch jener Zeiten,  
Antoinette, sag' es mir!  
Sind jene Seligkeiten  
Auch noch lebendig in dir?  
Trennen uns Ewigkeiten,  
Antoinette, sag' es mir?“

„Ihr Liedchen ist nett“, sagte Sie ihm, „aber wir sitzen ja beide nahe zusammen auf einer Bank, wie Sie sehen.“ Sie war so unschuldig an dem Bösen, das sie ihm damit zufügte, an der Qual, die sie ihm verursachte, daß er sie weder anklagen, noch sich überhaupt über sie beklagen konnte. Aber er mußte sich doch fragen, ob nicht in der besten Frau noch ein Rest von Grausamkeit, von unschuldiger Wildheit steck. Er fühlte, wie ihm die Tränen in die Augen stiegen, er bückte sich schnell, um einen Käser zu befehlen, der nach über den Kies hinfuhr. Als er sein Haupt wieder aufhob, waren seine Augen trocken, sein Gesicht heiter, seine Lippen lächelten. „Sicherlich“, nahm er das Gespräch wieder auf, „mußte ich Ihnen vor zwei Jahren sehr lächerlich vorkommen. Dieser Spielkamerad, dieser kleine Camille, der ein Chemann werden wollte, das war zum Lachen.“

„Keineswegs!“ erwiderte sie, „aber ich dachte sogleich, daß das ein Scherz sei. Freundschaft und Liebe sind so verschiedene Dinge. Ich sagte eines Tages schon zu Fräulein Mojsenen, daß eine Frau niemals einen guten Freund heiraten darf, denn dann wird sie ihn verlieren und Freunde soll man sich bewahren.“ — „Bah! Was für einen Gebrauch machen Sie heute noch von Ihren Freunden? Ich finde meine Rolle sehr bescheiden und unbedeutend.“

„Man hat immer Freunde nötig. Ich glaube, selbst die glücklichste Frau kann in eine Lage kommen, wo sie einer Aufklärung, eines Rates, eines Dienstes bedarf, den ihr Gatte ihr nicht leisten kann, denn die Chemänner verstehen sich nicht auf alles. Wenn das je der Fall sein sollte, so werde ich mich an Sie wenden, Camille.“ — „Dopp“, rief er, „um Ihnen zu helfen, würde ich stets sofort aus dem fernsten Transilvanien herbeieilen.“

In diesem Augenblick hörten sie einen Schritt hinter sich, den Fräulein Moriaz sofort erkannte, und Graf Larinski kam den Weg vom Hause herunter. Antoinette ging ihm entgegen und zog ihn an einem Zipfel seiner Sandschuhe, die er ausgezogen hatte und in der Hand trug, heran. „Ich brauche Sie nicht einander vorzustellen, meine Herren“, sagte sie. „Sie kennen sich schon.“

Samuel Brohl, der sein Gesicht ziemlich gut verstellen konnte, versuchte zu lächeln, aber sein Lächeln wurde zur Grimasse, so lebhaft war sein

Widerwillen, an diesem Ort einen Menschen zu finden, dessen Gesicht das besondere Privilegium hatte, ihm durchaus zu mißfallen. Herr Langis feinererits mußte seine Muskeln unnützlich anstrengen, um dem Grafen Larinski eine halbwegs anständige Verbeugung zu machen. Dann setzten sie sich, und der eine sah den Himmel an, der andere suchte seinen Käser wiederzufinden, der fortgelaufen war.

Fräulein Moriaz gab sich alle Mühe, das Eis zwischen ihnen zu brechen, aber vergeblich, die Unterhaltung stockte jeden Augenblick. „Entschieden! Sie passen nicht zueinander!“ dachte sie, „ihre Atome sind sich weisensfremd, sie gleichen sich zu wenig.“ Sie betrachtete sie wechselseitig: der eine war blond, klein und schlank mit feinem Schnurrbart, seine Gestalt war zart und jung, und man merkte ihr nicht an, wieviel Willenskraft und Charakter in ihr steckte. Der andere saß da mit breiten Schultern, einem großen Kopf und tiefen, fieberhaften, gequälten Augen, aus denen man ein Leben voll Leiden und Kämpfen las. „Dieses ist mein Roman, von dem ich kaum die erste Seite kenne,“ dachte Antoinette, „der dort drüben ist ein Kapitel aus meiner Jugend, das ich immer mit Vergnügen wieder lesen würde. Aber warum sehen Sie sich so wütend an wie zwei Porzellanhunde?“

In diesem Augenblick tat Herr Moriaz den beiden Herren den Gefallen, sie zu trennen. Als er auf der Terrasse erschien, erhob sich Herr Langis, um zu ihm zu gehen, und Antoinette blieb allein mit Samuel Brohl, der sie plötzlich brüsk fragte: „Hat denn Herr Langis die Absicht, hier ewig zu bleiben?“ — „Nein!“ entgegnete sie, „er ist ja soeben erst angekommen.“ — „Und Sie werden ihn bald wieder fortjücken?“

„Ich rechnete so wenig darauf, ihn nochmals wiederzusehen, daß ich ihn zu Tisch zu bleiben gebeten habe, um Ihnen die Gelegenheit zu geben, ihn näher und besser kennen zu lernen.“ — „Ich danke Ihnen für Ihre liebenswürdige Absicht. Aber Herr Langis gefällt mir wenig.“ — „Was haben Sie gegen ihn?“

„Ich habe ihn gelegentlich bei Frau de Lorch getroffen, er hat mir stets eine etwas zweifelhafte Höflichkeit bezeigt. Ich mittlere einen Feind in ihm.“ — „Das ist reine Einbildung!“ Herr Langis ist mein Jugendfreund und ich habe ihm gesagt, daß es seine Pflicht ist, die Leute, die ich liebe, auch zu lieben.“ — „Ich habe Mißtrauen vor Jugendfreunden,“ erwiderte er, nun heftiger werdend. „Ich würde nicht erstaunt sein, wenn dieser Nübling in Sie verliebt wäre.“

„Ach nein! Wenn Sie ihn soeben gehört hätten! . . . Er erinnerte mich daran, dieser Nübling, daß er vor zwei Jahren um meine Hand gebeten hatte, und er versicherte mir, daß achtundvierzig Stunden genügt hätten, um ihn über meine Weigerung zu trösten.“ — „Ich wußte nicht, daß der Fall so ernst und dieser Mensch so gefährlich sei. Sie behalten ihn also wirklich zum Diner hier?“ — „Ich habe ihn eingeladen. Das kann ich doch nicht widerrufen.“ — „Nun gut, so werde ich ihm den Platz räumen!“ rief er aus und erhob sich.

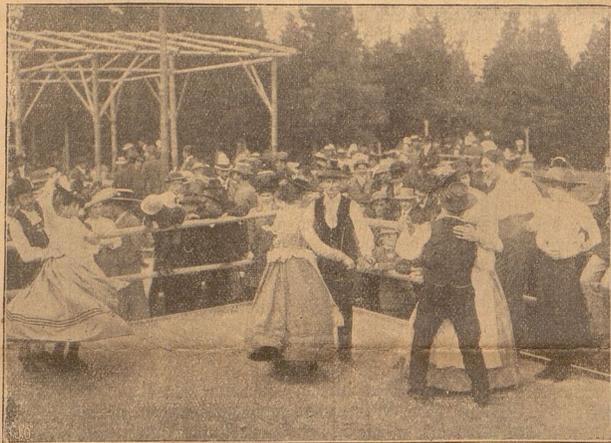
Sie sah ihn an und war ganz erstaunt, so sehr hatte sich sein Gesicht verändert. Seine Brauen hatten sich zusammengezogen, so daß sie einen spitzen Winkel bildeten, und er sah plötzlich störrisch, beinahe brutal aus. Das war nicht mehr der Graf Larinski, den sie kannte, nein, Samuel Brohl kam bei ihm zum Vorschein, er sprang so plötzlich aus ihm heraus, wie der kleine Teufel aus dem betamten Bexlerkästchen. Sie konnte die Augen vor

Schreck nicht von ihm wenden, so daß er plötzlich den Gindrud merkte, den er gemacht hatte. Samuel Brohl sprang ebenso plötzlich wieder in sich zurück und sagte mit seinem vollendeten Anstand und seiner weichen melancholischen Stimme: „Verzeihen Sie mir; ich bin nicht immer Herr über meine Stimmungen.“

„Gut denn! Sie bleiben also?“ fragte sie. — „Unmöglich,“ erwiderte er, „das wäre eine Inkonsequenz, die Sie mir mit Recht verdenken müßten.“ — Sie bat und bat ihn vergebens, er widerstand in höflicher, aber energischer Weise. Sie empfand es mit lebhaftem Kummer. Seit vier Wochen voll Glück und Jubel, war dies der erste Schmerz, den sie erfuhr.

Sie begleitete ihn traurig zum Tor zurück: „Leben Sie wohl!“ sagte sie ihm, wann werde ich Sie wiedersehen?“ — „Morgen oder übermorgen, ich weiß es nicht.“ — „Wirklich? Sie wissen es nicht?“

Er sah, daß ihre Augen voll Tränen waren. Er küßte ihr zärtlich die Hand und sagte ihr mit einem Lächeln, das sie tröstete: „Das ist unser erster Streit. Es ist möglich, daß ich unrecht habe, aber ich glaube, daß ich, wenn ich Frau wäre, nicht einen Mann heiraten würde, der immer recht hätte.“



Schuhplatteln in Bayern.

Recht lustig geht es Sonntags in den Dörfern des bayerischen Hochlandes zu. Die Burschen und Schönen des Dorfes finden sich auf dem Tanzplatz zusammen, wo „geschuhplattelt“ wird.

Nachdem er dies gesagt, sah er ihr nochmals in die Augen, um sich zu vergewissern, daß sie feucht waren, und er ging, triumphierend über die Nacht, die er über sie hatte, davon. Als sie wieder zu Herrn Langis zurücktrat, fragte er sie: „Bin ich es gewesen, der, ohne zu wollen, den Grafen Larinski in die Flucht geschlagen hat? Ich würde trostlos sein.“ — „Beruhigen Sie sich,“ antwortete Antoinette, „er war nur gekommen, um mir zu sagen, daß er leider nicht bleiben könnte.“

Das Essen verlief ziemlich eintönig. Fräulein Moissene hatte einen Bohn auf Herrn Langis, sie konnte ihm nicht verzeihen, daß er so oft auf ihre Kosten Nicht gemacht hatte. Herr Moriaz war entzückt, seinen lieben Camille wieder bei sich zu haben, aber er mußte sich immer wieder traurig fragen: Warum ist der da nicht mein Schwiegerjohn? Antoinette sah wie geistesabwesend da; sie hatte ganz vergessen, daß Camille ihr Freund war, so sehr hatte die Liebe von ihrer edlen Seele Besitz genommen.

Um neun Uhr erhob sich Herr Langis, stieg zu Pferde und ritt davon. Auf dem ganzen Ritt schien es ihm mehr als einmal, als müsse sein Herz zerbrechen. Er spornete sein Roß zu immer schnellerem Tempo an, als ob er geglaubt hätte, daß dies rajende Reiten seinen Kummer mitdern und besänftigen könnte, und daß der Wind, der ihn

umheulte, seine düsteren Gedanken in die Nacht davon tragen würde. Währenddessen lehnte Fräulein Moriaz am Fenster und sann und grübelte, indem sie die Sterne betrachtete, über die plötzliche Flucht des Grafen nach. Der Himmel war ohne Wolken, nur ein ganz kleines Wölkchen hing wie ein zarter schwarzer Flocken über dem Mont Valerien. Fräulein Moriaz sah lange zu den Sternen empor, als müsse von ihnen eine glückliche Botschaft für sie herniederstrahlen.

\* \* \*

Am anderen Morgen erhielt Samuel Brohl folgenden Brief: „Sie haben mir viel, viel Kummer bereitet. Schon! Ich habe einen traurigen Abend verlebt und ich habe die Nacht kaum geschlafen. Ich mußte immer über unser Gespräch, ach, unsern kleinen Streit nachdenken. Ich habe versucht, mich zu überreden, daß ich Unrecht hätte. Es ist mir nicht gelungen, noch weniger, Sie zu verstehen. Wie sehr hat mich Ihr Mißtrauen überrascht, es ist so leicht zu glauben, wenn man liebt. Schreiben Sie mir, bitte, sobald als möglich, daß auch Sie darüber nachgedacht und Ihre Schuld eingesehen haben. Ich verlange nicht, daß Sie förmlich Buße tun und Ihr Haupt niederbeugen; ich beurteile Sie nur dazu, mich heute mehr als gestern zu lieben und morgen noch mehr als heute. Unter der Bedingung wollen wir wieder Frieden schließen und nie mehr über das Geschehene sprechen. Ich bin die Ihre für immer, das wissen Sie.“

Zu seiner Ueberraschung erhielt Samuel Brohl zur nämlichen Stunde noch folgenden anderen Brief: „Mein lieber Graf, ich kann mir keinen Vers auf Ihr Vorgehen machen; Sie geben mir nicht das geringste Lebenszeichen. Ich glaube, ein wenig Recht auf Ihre Rücksicht zu haben, glaube, daß Sie zu mir geeilt wären, um mir persönlich das große Ereignis mitzuteilen und meine Glückwünsche zu empfangen. Kommen Sie, bitte, heute abend zu mir zum Essen, nach Maisons mit dem Abbé Moissens, der vor Schmach stirbt, Sie in seine Arme schließen zu dürfen. Sie wissen, er kennt den Horaz in- und auswendig, aber keiner der Helden des Dichters gefällt ihm wie Sie. Antworten Sie mir nicht und kommen Sie; wenn nicht, bin ich Ihnen auf ewig böse. Frau de Lorch.“

Samuel beantwortete sofort den Brief von Fräulein Moriaz wie folgt: „Sie dürfen ruhig sein, ich habe noch mehr gestritten als Sie. Verzeihen Sie mir. Menschen, die viel gekittet haben, denen muß man viel verzeihen. Sie schreiben, man glaubt, wenn man liebt. Aber ach, mein großes unterhofftes Glück hat mich mißtrauisch gemacht. Ich bin gewohnt, alles schwarz zu sehen. Und dieses Glück, das ich endlich gefunden, scheint mir zu schön zu sein, um mehr als ein Traum sein zu können. Ich fürchte immer, es wieder zu verlieren. Geliebt zu sein und von Ihnen, das dünkt mich oft unfassbar! Ich frage mich ängstlich jeden Abend: Wird sie mich morgen noch lieben? Vielleicht schleicht sich in meine Unruhe noch ein leiser Vorwurf. Mein Stolz gereicht mir zuweilen zur Qual. Während dieser langen Wochen des Wartens, des Sehnsens wird mir mehr als ein Verdacht, mehr als ein böser Gedanke kommen. Aber ich verprieße Ihnen, ihn zu verschweigen und zu verbergen. Sie beurteilen mich zur Strafe dazu, Sie heute noch mehr zu lieben als gestern, Sie wissen selbst, daß das unmöglich ist. Ich will mich zur Strafe selbst beurteilen, ich will Sie heute Abend nicht sehen, sondern zur Frau de Lorch

gehen, die mich zum Essen eingeladen hat. Aber morgen . . . ! Morgen werde ich um zwei Uhr erscheinen, ich werde durch die kleine grüne Türe kommen, die auf die Wiege geht. Wollen Sie mir einen kleinen großen Gefallen tun? Wollen Sie mir auf dem Weg entgegenkommen? Ich werde Sie schon von weitem sehen und an Ihrem weißen Sonnenschirm erkennen. Ich rechne darauf, daß die Sonne scheint. Bin ich kindisch? Das wäre nicht zu verwundern, ich bin erst vor 3½ Monaten geboren; ich begann am 5. Juli dieses Jahres um 4 Uhr nachmittags in der Kathedrale von Chur zu leben. Verzeihen Sie mir drum meine Fehler, meine Vorurtheile und meine Kindereien! Bis morgen, Liebe, Liebe!"

Der Kaufbursche, der den Brief Antoinettes nach der Rue Mont-Thabor gebracht, trug auch diese Antwort zurück und machte Antoinette zugleich sorglos und gedankenvoll. Sie dachte lange über diese Zeilen nach, und sie entschloß sich, um die Sache zu beschleunigen, bei der nächsten Gelegenheit den Grafen Larinski zu bitten, selber den Tag der Hochzeit zu bestimmen. Sein Argwohn, seine Befürchtungen peinigten sie, und sie wollte dem allem so bald als möglich ein Ende machen. Während des Mittagessens gab es einen kleinen Streit zwischen ihr und ihrem Vater, der erklärt hatte, er habe seinen Freund, den Notar Noivot, für den andern Tag eingeladen, um einen Heiratskontrakt aufzusetzen. „Wozu?“ sagte Antoinette lebhaft, „die Geldfrage existiert ja gar nicht für Abel, und ich möchte nicht, daß darum mehr als nötig davon gesprochen würde. Aber vielleicht gibt sich Herr Noivot damit zufrieden, statt einen Heiratskontrakt aufzusetzen, eine Pfirsichbowle mit uns zu trinken.“

Er erwiderte etwas gereizt, daß das doch nicht ganz dasselbe sei, und als sich nun auch noch Fräulein Moïseny, um Antoinette zu helfen, ins Gespräch mischte und sagte, daß man einem Grafen Larinski nicht mißtrauen dürfe und daß Gelehrte oft unfähig wären, solche edlen Seelen zu verstehen, da erklärte er ihr ganz zornig, sie möge sich nicht um Dinge kümmern, die sie nichts angingen. Er war zum erstenmal in seinem Leben ernstlich böse und gab sich erst zufrieden, als Antoinette ihm unter vielen Küssen erklärte, sie wolle den Notar Noivot auf das zärtlichste empfangen und würde jedem seiner Worte mit stiller Ergebenheit lauschen.

Während dieses Sturmes im Wasserglas war Samuel Brohl auf dem Wege nach Maisons. Nach dem ersten Erstaunen hatten ihm der Brief und die Einladung der Frau de Vorch Freude gemacht. Er sah darin den Beweis, daß sie verzichtete, gegen das Unermeidliche zu kämpfen, und daß sie gute Wiene zu ihrer Niederlage machte. Es kitzelte ihn nun, den Generösen zu spielen, sie über ihren Mißerfolg zu trösten und ein wenig über sie zu triumphieren. Er fühlte sich, allein in seinem Wagen sitzend, zum erstenmal glücklich, ganz glücklich. Seine Gedanken schweiften in die Zukunft und in die Vergangenheit. Er nahm gleichsam Abschied von der traurigen Zeit, die hinter ihm lag, wie ein Blinder, der durch ein Wunder sein Augenlicht wiedergefunden hat, sich fröhlich von seinen Krücken und seinem Hund trennt. Alle die kleinen Demütigungen und Enttäugungen, die Sorgen und Entbehrungen sollten nun für immer für ihn aufhören. Er sagte dem allem ein fröhliches Valet. Er sah nur Pracht und glückliche Tage vor sich und wie im Traum zog all sein künftiger Reichtum, seine Pferde, seine Equipagen, seine Säuler vor ihm her, wie man einem Wandelpanorama im Theater zusieht.

Er kam in Maisons voll innerer Freude und Hoffnung an. Er betrachtete gnädig den weiten Park mit den endlos langen Alleen, besah sich die Bluthuche und blieb voll Bewunderung vor den herrlich duftenden, blühenden Linden stehen. Schon von weitem bemerkte er Frau de Vorch, die in ihrer Veranda saß und ihre Gäste erwartete.

Sie rief ihm zu: „Endlich, lieber Graf! Sie lassen doch immer auf sich warten.“ und dann fügte sie mit verbindlichem Lächeln hinzu: „Wir sehen uns heute unter besseren Lupizien wieder, und ich hoffe, Sie werden diesmal ein freundlicheres Andenken an Maisons zurückbehalten.“ — Er küßte ihr die Hand und sagte: „Mein Glück ist vollkommen, ich konnte es nicht zu teuer erkaufen.“

Sie führte ihn in den Salon, wo er, kaum eingetreten, eine elegante Dame bemerkte, die auf einem Lutherstuhl saß und sich fächelte, während sie mit dem Abbé Miollens plauderte. Er blieb starr stehen, sein Gesicht wurde fahl, seine Knie zitterten, und es kam ihm so vor, als ob das Parkett unter ihm schwankte wie der Boden eines Schiffs bei hoher See.

Am Tag vorher war es Frau de Vorch, nachdem Antoinette fortgegangen war, gelungen, die Gräfin Gulof zu bestimmen, mit dem Abenteuerer bei ihr zu speisen und ihn nachher in ein Gespräch zu ziehen. Sie war es also, sie war es wirklich. Im ersten Augenblick wollte Samuel Brohl fliehen, aber er besann sich. Er betrachtete Frau de Vorch und sie ihn mit Erstaunen; sie fragte sich, was in ihm vorgehe, sie konnte sich das Entzogene nicht erklären, das aus seinem Antlitz sprach. „Das ist ein Zufall“, sagte er sich, „sie hat mich nicht mit Absicht in eine Falle gelockt.“ Dieser Gedanke erleichterte ihn ein wenig. — „Aber was haben Sie?“ fragte sie ihn, „hört Ihnen mein harmloser Salon noch immer Unbehagen ein?“

Er zeigte auf einen Blumenständer und sagte: „Lieben Sie Hyazinthen und Tuberosen? Der starke Duft hat mich ein wenig betäubt. Sie müssen mich für sehr schwächlich halten.“ — Sie antwortete mit zuvorkommendem Lächeln: „Ich halte Sie für einen großen Mann, der nur schreckliche Nerven hat. Aber Sie wissen ja aus Erfahrung, wenn Sie eine Dornnacht haben, habe ich mein englisches Salz für Sie. Wollen Sie ein wenig?“ — „Ach danke Ihnen sehr. Sie sind zu gütig“ entgegnete er und trotzte tapfer der Gefahr weiter. Die Gefahren in seidernen Kleidern sind die schlimmsten von allen, das wußte er.

Frau de Vorch stellte ihn der Gräfin Gulof vor, die ihr Kinn erhob, um ihn mit ihren kleinen blinzenden Augen anzusehen. Diese beiden stehenden Pupillen schienen ihm gleichsam zwei Augen ins Herz zu schicken; er zitterte von Kopf bis zu Füßen. Die Gräfin war unbeweglich geblieben, nicht eine Muskel in ihrem Gesicht hatte gezuckt. Sie lächelte schließlich Samuel mit einem graziosen Lächeln an und richtete einige nichtsagende Worte an ihn. Samuel Brohl fühlte sich wie erlöst. Er wurde so von Freude ergriffen, daß er am liebsten dem Abbé Miollens um den Hals gefallen wäre, der ihm beide Hände entgegenstreckte und ihm sagte: „Sie da, mein lieber Graf! Endlich! Wie viel hat sich nicht ereignet, seit wir uns zuletzt gesehen haben!“ (Fortsetzung folgt.)

## Alte Spitzen.

Novellette von E. Eaitwick.

(Schadend verboten.)

Die Braut trug einen Schleier von prächtiger Mençon-Spitze — — —

Miß Harriet Majoribanks las auch noch die ersten Worte der nächsten Anzeige. Da stand: — „Binnen kurzem wird die Ehe zwischen Lady Violet Gray, der einzigen Tochter des Earl of Craybourne, und —“

Das Folgende hatte kein Interesse für die Lesende.

„Ein Schleier von prächtiger Mençon-Spitze!“ . . .

Von den Wänden des traulichen Gemaches kam es wie ein leises Echo zurück und brachte die Erinnerung auf golden schimmernden Flügeln mit sich. . . Wie geliebter schloß Harriet die müden Augen, — doch nicht lange. Ein Gedanke, unwillkommen und hart zwar, aber von der Not

diktirt, rief sie wieder in die raue Wirklichkeit zurück. . .

Mençon-Spitzen schienen gerade jetzt in der Mode zu sein. Sie las selten Zeitungen und das Frauenjournal, das sie sich geliehen, war nicht mehr neueren Datums, — aber vielleicht hatte Lady Violet ihren Brautjchleier noch nicht gewählt.

In dem kleinen Zimmer war alles alt und abgenutzt, aber von jener Verfeinerung, die so wohlthuend bei aller ärmlichen Einfachheit wirkt — von den verbliebenen Bildern an, die Miß Majoribanks vor nun vierzig Jahren mit Wasserfarben unter der Aufsicht eines Meisters gemalt, bis zu den altertümlichen Möbeln, deren verblähter Glanz eine gar wehmütige Geschichte zu erzählen schien. Und die Herrin dieser Ueberbleibsel einer vergangenen Zeit, mit dem silberweißen Haar und dem feinen Gesicht, in das sich kleine Runzeln jachte eingegraben hatten, gab dem Ganzen jenes Gepräge von Vornehmheit, das eben nur vornehme Frauen verleihen können.

Miß Majoribanks legte das Blatt weg und ging zu einer geschnitzten Truhe, der sie ein längliches Paket entnahm. Ihre Hand zitterte leicht, als sie den Knoten des Fadens löste, den sie vor vielen Jahren einst darum geschlungen.

Ein feiner Duft von Lavendel durchzog den dämmerigen Raum, als sie jetzt eine Pappschachtel öffnete und eine Schicht von Seidenpapier entfernte, unter der ein gelbliches Gewebe zum Vorschein kam. Sie hob eine Ecke davon langsam in die Höhe . . . es waren Mençon-Spitzen von ausgehuchter feiner Arbeit!

Die alte Dame betrachtete nachdenklich ihren treulich behüteten Schatz und der Kampf, den ihr Gewissen mit einem schweren Entschlusse rang, erpreßte ihr einen tiefen Seufzer. Der Winter stand vor der Tür, — sie war schwächlich, und die Armut, die sie bisher freudig ertragen, würde diesmal viel, viel schwerer drücken. Die Spitzen besaßen einen großen Wert das wußte sie, aber auch, daß sie mit ihnen ihr Herzblut hingeben würde.

Es war die Geschichte von den zwei jungen Leuten, die einander innig lieb haben, bis — — — das große Mißverständnis kommt, das meist noch von denen genährt wird, die von jeder gegen eine Verbindung der beiden waren. . . .

Ihre Verlobung war kurz vor der Hochzeit gelöst worden, Miß Majoribanks' Bräutigam gleich darauf in die weite Welt gerickt, und — sie hatte nie wieder von ihm gehört. Nur der Schleier — ein Erbstück ihrer Mutter, einer Französin — war ihr zur traurigen Erinnerung geblieben. Und nun? —

Ihn an einen Händler verschleudern, wollte sie keinesfalls, — aber Lady Violet Gray: — der Name gefiel ihr. Ob zweihundert Mark zuviel waren? Er war weit mehr wert, aber sie fürchtete, bei einem höheren Preise abgewiesen zu werden.

Als Lady Violet heute von ihrer Ausfahrt zurückkam, fand sie ein Paket vor, mit einem Begleit-schreiben, dessen zierliche Handschrift sie nicht kannte:

„Gnädigste Komtesse, — darf ich Ihnen zu Ihrer Hochzeit eine Reliquie aus meiner eigenen Jugendzeit anbieten, in der Hoffnung, daß Sie dieselbe kaufen? — Es ist ein Schleier von schöner Mençonspitze, den ich Ihnen für 200 Mark überlassen würde. Ihre ganz ergebene Harriet Majoribanks. 3 West Villas, Kemington.“

Lady Violet erhielt fast täglich Bettelbriefe jeder Art, aber die einfach höfliche Form dieses Schreibens berührte sie ganz eigentümlich. „Möchte wissen, wer mir das schickt?“ sagte sie halblaut vor sich hin. „Eine alte Großmutter vielleicht? Doch nein — deren Schleier würde jetzt sicher schon eine Entlein schmücken! Wird wohl überhaupt nicht viel taugen, — aber lassen Sie mich immerhin mal sehen, Watson!“

Die Jose öffnete die Verhöhnung und konnte beim Anblick des schaumigen Gewebes kaum ein respektwürdiges „Ah!“ unterdrücken. Und — —

Ihrer Herrin, dem stolzen, herrschsüchtigen Mädchen, traten die Tränen in die Augen, — sie wußte nicht, warum. Sie legte ein Stück des Schleiers auf ihre weiße Hand: „Wie herrlich er ist!“ sagte sie leise, fast ehrfurchtsvoll, — „und gewiß ist er mit dem Zehnfachen der bescheidenen Forderung noch nicht zu teuer bezahlt! Wir wollen heute seine Ruhe nicht stören, Watson, — ich will morgen meinen Vater damit überraschen!“

Der Lord hatte diesen Morgen große Eile, in die City zu kommen, da es galt, bei einer wichtigen Debatte, die seit Wochen schon das ganze Herrenhaus in Aufruhr hielt, von Anfang an zugegen zu sein. So gedachte er denn, die Bitte seiner Tochter (und eine Tochter hat immer Bitten, wenn es sich um die Ausstattung handelt), ihm „etwas Schönes“ zeigen zu dürfen, am kürzesten für sich damit zu erledigen, daß er das Scheckbuch hervorzog. „Wieviel willst Du haben, mein Kind? Wie — einen Schleier? Ich dachte, Du hättest schon eine ganze Anzahl davon! Da ist zum Beispiel der von Deiner seligen Mutter —“

„Ja, aber dieser ist besonders schön, — und den muß ich haben, Väterchen!“ schrie sie und zog den Widerstrebenden mit sich an den Tisch, worauf der offene Karton stand. „Sieh' doch bloß mal!“ Sie hob das spinnwebdünn Wunderwerk heraus und ließ es wie eine Wolke an sich herunter-schweben. Dabei lösten sich ein paar vertrocknete Orangensblüten aus der Wolke, dann flatterte aber noch etwas heraus — ein alter Brief mit verblasster Schrift, der wohl verkehrtlich in den Schleier gelangt sein mochte. Der Carl hob ihn auf und ließ einen sichtsichtigen Blick darüber hingleiten. Er war ganz rot dabei geworden. . . . Dann starrte er eine geraume Weile auf die Unterschrift und fragte endlich seine Tochter mit sonderbar veränderter Stimme, ob der Ueberbringer des Pakets etwas Schriftliches zurückgelassen habe.

„Ja, — eine ältere Frau — — eine Dame — oder wie der Haushofmeister sonst sagte —, soll es persönlich abgegeben haben. Sie ließ einen Brief an mich zurück. Doch — was hast Du —?“ „Nichts, nichts! Nur — hm — hole mir ihn doch mal — den — — Brief! Nein — nicht dem Diener klingeln — — bitte, bringe ihn mir selbst, ja?“

Als sich die Tür hinter ihr schloß, mußte sich Lord Craybourne setzen, so zitterten ihm die Knie: „Ist das zu glauben — — nach all den Jahren? Derselbe Brief! Ob das Abficht war? — Nein, dessen ist sie nicht fähig — aber — ich, was bin ich?“ Er würgte an den Worten: „Ein Narr und — ein — Schuft —“ Er steckte den Brief zu sich. Als seine Tochter zurückkam, war er wieder Herr über sich.

„Ich habe die Spitze geprüft,“ sagte er gelassen, „und wenn ich auch kein Keimer bin, so bin ich sicher, daß sie einfach — unbezahlbar ist! Hast Du — ah!“

Sie reichte ihm, über sein seltsames Gebahren verwundert, den Brief. Er las ihn, ohne einen

Hauch von dem Sturme nach außen gelangen zu lassen, der sein Innerstes durchwühlte.

„So,“ murmelte er endlich vor sich hin, „am besten wird es sein, ich kümmere mich gleich selbst um den Ankauf. Jede den Schleier vorläufig wieder ein!“ — Den fragenden Augen seiner Tochter wies er an diesem Morgen geistlich aus — und — ging nicht in die Debatte.

Wiß Majoribanks konnte heute kaum schon auf eine Beantwortung ihrer Bitte rechnen, — doch saß sie bereits seit den frühen Nachmittagsstunden an ihrem Nähtischchen am Fenster und ließ die sonst so fleißigen Hände untätig im Schoße ruhen. Sie machte sich bittere Vorwürfe, daß sie ihren Schatz so sorglos den Händen eines der vielen Diener anvertraut hatte. Wie, wenn Lady Violet den Schleier gar nicht bekommen hätte? . . . Ob sie allen ihren Mut zusammenraffte und nochmals in dem großen, vornehmen Hause auf dem Grosvenor Square vorsprach . . . ?

Da knirschte unten der Kies von schweren Schritten, Sie sah hinaus. Ein feingekleideter Herr ging den schmalen Gartenweg entlang und auf ihr Häuschen zu. Galt der Besuch etwa ihr? Nicht möglich . . . Er trug ein braunes, längliches Paket unter dem Arm. Noch ehe sie ihre Gedanken recht zu sammeln vermochte, knarrte die alte Treppe unter denselben schweren Schritten — dann stand der Fremde in ihrem Zimmer.

„Wiß Majoribanks, — wenn ich nicht irre?“ fragte eine rauhe, aber wohlgedulte Stimme. Sie erwiderte seine tiefe Verbeugung mit der zierlichen Anmut, die man ihr so oft in ihrer Jugend nachgerühmt hatte.

„Gewiß, mein Herr — das bin ich, Bitte, wollen Sie nicht Platz nehmen?“ sagte sie dann, noch nicht ganz sicher, wie sie sich zu verhalten habe. War das vielleicht der Haushofmeister, der ihr den Schleier zurückbrachte?

„Ich komme,“ begann jetzt der Fremde, sichtlich verlegen, „wegen eines Paketes, das Sie — hm — so gütig waren, meiner — Tochter zur — hm — Prüfung vorzulegen.“

Seine Tochter? Himmel — dann war das ja der Carl selbst! . . . Er hatte sich auf einen kleinen Sessel niedergelassen und spielte unchlüssig mit der Uhrkette.

„Ich hoffe, mit meinem Anerbieten nicht anmaßend gewesen zu sein,“ sagte sie leise, aber mit einer Würde, die den Kopf des in demütiger Haltung vor ihr sitzenden Mannes noch tiefer zu beugen schien.

„Annahmeh? — Wie — können Sie so etwas denken! Nein, und — hm — ich fand dabei einen Brief, der Ihnen wohl — entgangen sein muß. . . .“ Er sah, wie eine dunkle Glut ihre Wangen färbte, wie sich ihre Augen vor Schreck — oder was mochte es sonst sein? — weiteten. Da räusperte er sich umständlich, aber seine Stimme klang dann auch viel, viel klarer wie vorher. . . .

„Es war ein trauriger Brief, Harriet,“ fuhr er fort. „Ich erinnerte mich sofort jedes seiner

Worte, als ich ihn heute wieder sah — und — nun wollte ich ihn Dir — selbst zurückbringen.“

Sie hatte sich ja erhoben und stützte eine bebende Hand auf die Stuhllehne. „Ein — Brief? Ja, — ich — hatte — vergessen — ich habe ihn — vor dreißig Jahren dort hingelegt und — und —“

„Ich schrieb ihn — und jetzt komme ich wieder — um Dich zu fragen, ob Du mir verzeihen — willst?“ sagte er einfach und sah sie bittend an. Der Mann, den die Außenwelt nur als kalten Egoisten kannte, war in der Gegenwart der silberhaarigen Frau wieder der gutherzige Junge von einst geworden. . . .

„Ob ich will?“ . . . Ein feiner Hauch schien von diesen wenigen Worten auszuströmen und sie beide in einen köstlichen Schleier einzuhüllen, den die Jahre genossen aus der Leidenschaft ihrer Jugend und der Treue ihrer Liebe, die sie bis ins Alter einander gewahrt hatten. Minutenlang blieb es still zwischen ihnen — Minuten, die dem Manne eine Ewigkeit der Neuschauen —, dann sprang er auf und streckte ihr seine Hände hin. „Nun, — ist mir vergeben worden?“

„Du mußt doch wissen, Ralph, daß ich Dich immer lieb gehabt habe!“ klang es fast vorwurfsvoll zurück. . . .

Und dann beachtete er, wie er gegangen sei, geblendet von der Aussicht, einmal den Lordtitel mit den dazu gehörigen riesigen Besitztümern erben zu können, um die ihn die leidigen Familientraditionen und — nur allzugen — auch die stolzen Verwandten gebracht hätten, wenn — — er stocke.

Sie sah seine Augen flehend auf sich gerichtet und, was war natürlicher, nachdem sie seine Geschichte gehört, als daß sie jetzt auch ihrerseits von einem Leben berichtete, das nicht viel Licht gesehen hatte, bis — jetzt die Sonne doch noch durch die Wolken brach. . . .

Der Carl of Craybourne nahm an diesem Nachmittag seinen Tee bei Wiß Majoribanks und war so glücklich und vergnügt, wie er seit vielen Jahren nicht gewesen. Beim Abschied fragte er sie: „Wann denkst Du, daß ich kommen und mit meine Gattin holen soll?“

Sie schüttelte lächelnd mit dem Kopfe: „Mit diesen weißen Haaren? Die Leute würden mich mit Recht eine törichte, eitle und — alte Frau nennen!“

Der Lord hatte nicht umsonst so manchen Gegner der Oppositionspartei durch seine glänzende Ueberredungsgabe überwunden. Was wollte da also jemand gegen ihn ausrichten, der ihn so — lieb hatte. . . .

Nicht lange darauf brachten die Blätter eine Notiz von der in aller Stille vollzogenen Trauung des gräflichen Paares. . . . Sie taten dabei besonders eines Schleiers Erwähnung — eines Schleiers von alten, wunderbar fein gearbeiteten Mencon-Spitzen.

**Einer Volksabstimmung gleich**

in imponierender Größe der Zahl ist unser

**Jahresumsatz von ca. 3 Millionen Paar Schuhwaren.**

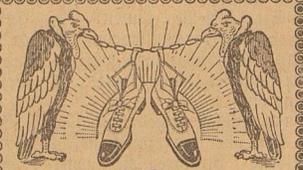
Jeder Versuch bringt Zufriedenheit.

**CONRAD TACK & Cie**

Schuhfabrik Burg<sup>b</sup>/Magd<sup>b</sup>.

Beste Qualität Ueberaus preiswert

130 eigene Filialen u. Verkaufsstellen. Saison-Katalog Z. Sp. 6 umsonst.



**MARKE CONDOR**

Hauptpreislagen:

750 850 1050 1250 1450 1650

### Sinnspruch.

Des Menschen Hirn faßt so  
Unendlich viel, und ist doch manchmal auch  
So plötzlich voll von einer Kleinigkeit.

Leffing.

### Neisedispositionen eines Indisponierten.

Unter diesem Titel veröffentlicht der Kladderadatsch in seiner kürzlich erschienenen Nummer die folgenden Scherzverse:

Täglich wälz' ich Kläne und Gedanken:  
Soll ich in die Kackwanen wanken?  
Täglich muß die Frage mich betreffen:  
Soll ich in den Dolomiten mieten?

Wer kann mir in Siebenbürgen bürgen,  
Daß mich dort die Bären nicht erwürgen?  
Daß ich in Friedrichroda Noda Noda  
Nicht den neuesten Wis verpufft aus Sachoda?

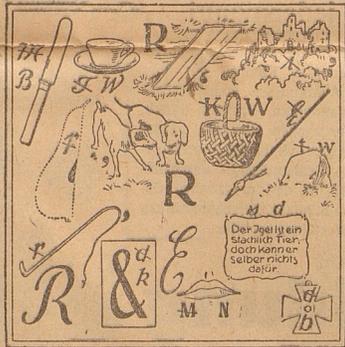
Welche Braut malt mir Arofa rosa —  
Rein, da geh ich lieber nach Formosa!  
Kupfen Sommer, als ich waat in Kamenz,  
Alle Brauten gleich nach Ramenz famenz!

Fretlich möcht' ich, wär' ich goldbeladen,  
Im Onon von Baden-Baden baden!  
Doch ein Freilogs ist meine Wohnung,  
Wibt es auf der Höhen Sonne so ne?

Auch das Wetter könnt' die Tour vermessen,  
Wird es nicht von Chur bis Gießen gessen?  
Ach, wenn's regnet ist's in Gledid elend,  
Und in Schierte ist die Aussicht fehlend.

Mag das Volk sich in den Bergen bergen  
Oder sich in Schwimmitrötots erwergen,  
Ich beschließ', daß ich zu Daurie haue  
Und den Kopf mit mir mit Brause braue!

### Bilder-Räffel



Auflösung in nächster Nummer.

### Heiteres.

**Ländliche Auffassung.** Ein paar rheinische Bäuerlein fahren mit der Clettrischen zur Stadt. An der Endstation ruft der Schaffner: „Heißhalle!“ Meine Bäuerlein, die inzwischen ausgestiegen sind, suchen bei dem Auf „Heißhalle“ frampfigst nach etwas Greißbarem, um sich festzuhalten. Endlich fragt einer: „Derse mer jeh giehn, mer verfehle de Jogg!“

**Schul-Humor.** Ich erzähle den Kindern von der Schöpfung der Welt. Am 6. Tage schuf Gott die Tiere. Nenne mir einige: — „Miltiere, Drummers, Katalatfisches, Esel, Kuh usw.“ — Ich frage: „Wen sollten die Tiere dienen, für wen schuf Gott sie?“ — Ein kleiner Junge meldete sich: „Oh, Fräulein, ich weiß — für Karl Fagenbede!“

**Verhappelt.** Unser altes braves Gymnasium lag neben einer Blechfabrik, deren Glode, bestimmt, die Arbeiter zusammenzurufen, ungefähr denselben Ton hatte, wie unsere Anstaltsglocke. Natürlich führte das hier und da zu Verwechslungen. Eines schönen Tages läutete es wieder in der benachbarten Fabrik und der hochgelehrte Herr Professor fragt unseren tüchtigen Primus: „Was das hier?“ — Worauf dieser antwortete: „Nein, Herr Professor, das war in der anderen Blechfabrik!“

**Paffend.** Theaterdirektor: „Zu Ehren des Vegetarier-Kongresses möchte ich gern ein passendes Stück geben. Was wählen wir?“ — Regisseur: „Den Veilchenkaiser!“

## Ich bin Befreit

von allen Hautunreinheiten, Hautausschlägen wie Pityriasis, Miliebr, Finnen, Flechten, Pickeln usw. durch tägl. Gebrauch der echten

**Steckenpferd-Teer-ochwefel-Seife**

von Bergmann & Co.,  
Hildebeut, à Stück 50 Pf.  
:: Überall zu haben. ::

**Wahre Geschichte.** In X ist es einem berüchtigten Einbrecher gelungen, aus dem Zuchthaus zu entfliehen. Die ehrbaren Bürger des Städtchens sind natürlich stark beunruhigt, zumal diele Herr sofort nach seiner Befreiung sein altes Handwerk in der nahen Umgebung wieder aufnimmt. Da nun unter anderem kein Brief losgelassen wird, erkundigt man sich an Gerichtsstelle danach und erhält die kläffige Antwort: „Nein, den Alten nach list er noch.“ („Aus der Jugend.“)

### Räffel-Ecke.

Räffel.

Ich bin, soweit dein Auge reicht,  
Wohin dich dein Gedante trägt,  
Wo Lippe sich zur Lippe neigt,  
Wo Herz an Herzen festlich schlägt,  
Da wo die Flamme aufwärts steigt  
Und wo der Keim sich leise regt;  
Ich bin, ich bin allüberall.  
Und selbst der Tod ist mein Wajall.

Solang' die Beher überfliegen,  
Gibt's keinen, der mich recht versteht,  
Und weißt du erst mich zu genießen,  
Dann ist es zum Genuß zu gehien,  
Die Sprache jagt dir voller Lust,  
Das, was im Grunde an mir list:  
Denn nennst du mich umgekehrt  
So hast du meinen wahren Wert!

Jean Dufresne.

II.

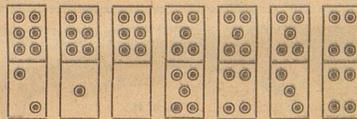
Bald sieh' ich still und etman  
Des frommen Pilgers Ziel,  
Bald schallt aus mir gemeinsam  
Und laut der Löwe Stiel.  
Bei Hof sieh' ich in Ehren  
Und sieh' guten Gold,  
Auf mir muß sich bemühen  
Das seine, gute Gold.

Sagenbach.

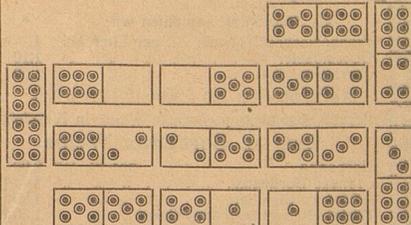
Auflösung folgt in nächster Nummer.

Auflösung der Räffels in voriger Nummer:  
Die Laterne.

Auflösung der Dominospielaufgabe in voriger Nummer:  
Der vierte Spieler hat die folgenden sieben Steine aufgenommen:



Partie.



Auflösung des Biererbildes in voriger Nummer:

Man wende das Bild nach rechts. An Naden, Schulter und Oberarm des Dorfpolizisten schließt sich der Oberkörper des Badenden an. Rumpf und Beine sind im Gezwieg der Weiden zu suchen.

### Geschtäftliches.

Bei allem Sport ist es wichtig, daß man den Körper vor plöcklicher Abkühlung schützt und die Schleimhäute des Mundes und der Luftwege gegen die Einwirkung des Staubes bewahrt. Es ist hier vielleicht angebracht, den Rat eines erfahrenen Sportmannes mitzutellen, der sich zur Regel gemacht hat, stets Rays berühmte Sodener Mineral-Pastillen bei sportlichen Übungen zu gebrauchen. Er verwendet sie etwa so, wie der Amerikaner seinen Kaugummi, nur natürlich erheblich größerem Nutzen, da die Pastillenfalge die denkbar beste Wirkung auf die Schleimhäute ausüben und was namentlich gegen das Durstgefühl wichtig ist, die Speichelabsonderung fördern. Der Rat ist jedenfalls gut und es kann nicht schaden, wenn auch unsere sportliebenden Leser es einmal damit versuchen.

**Auf Wunsch Teilzahlung**  
ohne Preisermäßigung weltbekannte  
**Solidaria-Fabradler** 65. Marka  
gesch.  
Nagel, Schraubaussch.  
Gummis, Zahnräder,  
teile sportbillig.  
Katalog gratis.  
J. Jentzsch & Co.  
Oberlichtenau 12.

**Preisselbeeren**  
10 Pfd. Bleicherer M. 4.— unfrank.,  
Gem. Marmelade  
10 Pfd. Bleicherer M. 3.— unfrank.,  
mindstens 4 Ger. franko.  
**Curt Rabe, Magdeburg 180**  
Engros- u. Versandgeschäft.

**100%**  
billiger als in jed. Geschält kaufen Sie Ihre  
wenn Sie direkt beim  
**Zigarren** alfabekanntem Größ-  
fabrikanten kaufen  
la. Vorstanlanden-Zigarren 100 St. 3.50 M.  
la. dito Riesenzigarren 100 St. 4.— M.  
bei 300 Stück franko Nachnahme, jeder  
dauernd Klät. erh. ff. Remontoiruhr gratis  
nur all. b. Julius Dick, Zigarrenfabrikant,  
Schwepnitz 1. Sa., Postfach No. 270.

**Ich warne Sie, verreisen Sie nicht,**  
ohne wenigstens eine Schachtel der ächten Sodener Mineral-  
Pastillen von Ray in der Handtasche zu haben. Die Kesse  
bringt immer gewisse Gefahren: heiße und trockene Luft, Staub,  
Zug u. Alle diese Gefahren wirken zuerst auf die Magen-  
schleimhäute und hier muß ein bequemes anzuwendendes  
Mittel zur Hand sein, das diesen Gefahren sofort be-  
gegnet kann. Solch ein Mittel sind anerkannter Marken  
Fays ächte Sodener Mineral-Pastillen, die man für  
85 Pfg. in allen Apotheken, Drogerien u. kaufen kann.

**Echte Hienfong-Essenz**  
höchst aromatisch, à Dutzend 2.50 Mk., wenn 30 Flaschen 6.00 Mk. portofrei.  
Chem.-pharm. Laboratorium Paul Marting, Königsee 1. Th. 65.

**Sommer-Sprossen**  
„Wunder-Creme“ 2.50, extra stark 4.—  
„Wunder-Selbe“ 0.80, extra stark 1.50.  
Bei Nicht-erfolg Geld zurück!  
Berlin G. 2, Abt. 10,  
Königsstrasse 45.  
Max Schwarzlose,

**Glänz. Verdienst!**  
100—200 Mk. pr. Mon. können sich intell.  
Damen u. Herren durch Postorder-Ge-  
schäft verdienen. Auch im Nebenberuf.  
Verlangen Sie gratis-Prospr. Postf. 25, Greiz.

**Wiesbadener Mineralwasser**  
dient in hervorragender Weise zur  
Reorganisation des Blutes  
und hat infolgedessen unvergleich-  
lich große Erfolge gegen **Lungen-  
schwindsucht, Nasen-, Rachen-,  
Kehlkopf-, Magen- und Darm-  
katarrh, gegen Magengeschwüre,  
Leber-, Gallen-, Unterleibs- und  
Frauenleiden, Zuckerkrank-  
heit, Arterienverkalkung, Herz-  
krankheiten, Fettsucht, Stuhl-  
verstopfung, Hämorrhoidal-,  
Nieren- u. Blasenleiden, Gicht,  
Rheumatismus, Ischias und  
Blasenstein sowie gegen alle  
Nervenkrankheiten** erzielt.  
Wissenschaftl. Broschüre über  
**Haustrinkkuren**  
durch **Dr. Weiss & Co.,**  
Wiesbaden Z.

Bei Bezug von Waren bitten wir, sich  
:: auf dieses Blatt zu beziehen ::

**Sommersprossen**  
entfernt nur Crème Any in  
wenigen Tagen garantiert  
Machen Sie einen letzten  
Versuch: es wird Sie nicht  
reuen! Fr. M. 2.70 (Nachn.  
2.95), Gold-Medaille London  
Berlin, Paris 1882 (notariell  
beglaubigte Dan. Nachr. be-  
stätigen nur in Apotheke  
z. eisernen Mann, Strassburg 16, Els.)

**Tausende Raucher empfehlen**  
meinen garantiertun-  
geschwefelt, deshalb  
sehr bekömmlichen  
und gesunden Tabak.  
1 Tabakspfeife  
umsonst zu 8 Pfd. meiner  
berühmten Tabako M.—  
8 Pfd. Pastorentabak 5.—  
8 „ Jagd-Kanaster 6.50  
8 „ Holländer „ 7.50  
8 „ Frank „ 10.50  
8 „ Kaiserblikter 13.—  
franko gegen Nachn. Bitte  
anzugeben, ob nebenst.  
Gesundheitspfeife oder  
eine reichgeschmückte  
Holzpfeife oder eine lange  
Pfeife erwünscht.  
**E. Köller, Bruchsal**  
Fabrik. Wehruf. (Baden)

